Frank Stolzenberg

Ein Stück Himmel über der Mauer

Roman nach einer wahren Geschichte

Leseprobe

Vorwort, Kapitel 1 „1958“ und Kapitel 2 „Zwischen Neukieritzsch und Großzössen“

Vorwort

Dieses Buch ist ein Roman, obwohl fast alles darin so geschah, wie es hier steht. Es erzählt von einem Jungen, der im November 1958 in Altenburg zur Welt kam, im Kohlerevier südlich von Leipzig aufwuchs, zwischen Ruß, Deputatschnaps und Großeltern, die ihm die Seele retteten, der mit fünfundzwanzig Jahren auf der Flucht in einem Zug nach Westen erwischt wurde und nach fast zwei Jahren in den Gefängnissen der Ostzone, freigekauft von der Bundesrepublik, im Juni 1986 an einem einzigen Tag aus der Haft, aus der Staatsbürgerschaft der DDR und über die Grenze entlassen wurde. Dieser Junge heißt im Buch Franky. Ich mache keinen Hehl daraus, dass er niemand anderes ist als ich.

Dass ich von mir selbst meist in der dritten Person erzähle, liegt an einer einfachen Erfahrung. Wer über die eigene Haft schreibt, über Verhöre, Zellen und Schlagstöcke, dem schreibt allzu leicht die Wut die Sätze, doch Wut erzählt schlecht. Ich brauchte einen Schritt Abstand, einen Platz neben mir, von dem aus ich dem jungen Franky zusehen kann, ohne ihn zu verraten. Nur für die Zeit hinter Gittern gebe ich diesen Abstand auf, dort erzählt Franky selbst, im Ich und im Jetzt, ganz nah, so nah, wie ich es ertrage, weil sich das Eingesperrtsein aus der Ferne nicht erzählen lässt. Erinnerungen entstehen aus Wahrnehmungen, so erlebte ich es, so behielt ich es, niemand kann mir sagen, es sei anders gewesen.

Die Orte, die Jahreszahlen und die Zeitgeschichte stimmen, dafür stehe ich mit meinem Namen ein. Namen änderte ich, wo lebende Menschen es verdienen, in Ruhe gelassen zu werden, manche Szenen verdichtete ich, manche Gespräche bildete ich so nach, wie sie gewesen sein müssen, weil kein Gedächtnis jeden Satz über vierzig Jahre aufbewahrt. Meine Eltern bleiben in diesem Buch ohne Namen, nur meine Schwester Sieglinde trägt ihren richtigen Namen, den sie sich lange vor diesem Roman verdient hat.

Vor einigen Jahren schrieb ich schon einmal über diese Zeit, in meinem ersten Buch „Trauma Ostzone“. Damals schrieb und zeichnete ich, um zu verarbeiten, was sich nicht verarbeiten lassen wollte, um ein Trauma in Worte und Bilder zu packen, damit ich es nicht länger allein tragen musste. Gut möglich, dass darin viel Wut steckte, viel Schmerz, vieles, was ein Schreiben roh macht, aus dem Bauch, weil es heraus musste. Dieses zweite Buch will das erste nicht ersetzen, es steht als jüngerer Bruder daneben. Ich schreibe es, weil mir im Leben eines immer wichtig war, lernen, korrigieren und es beim nächsten Mal nicht bloß anders machen, lieber besser, mit dem Abstand eines Mannes, der inzwischen mit seinem Weg im Reinen ist.

Ob es tatsächlich besser wird, entscheidet jeder Leser für sich, mir reicht es, wenn es für mich besser ist.

Eine Abrechnung soll es nicht werden, auch wenn manche Seite es mir leicht machen würde. Abrechnungen schrieb ich in meinem Kopf genug, in Nächten, in denen die Gesichter aus den Träumen kamen, ohne dass mich auch nur eine davon leichter machte. Mir geht es um Aufarbeitung, um das Hinsehen ohne Hass. Die Härte einer Diktatur will ich niemandem ersparen, der verstehen möchte, wie es war, doch neben jeder Härte stand in meinem Leben auch etwas Gutes, ein Mensch, eine Geste, ein Stück Himmel über einer Mauer. Vieles davon sehe ich erst heute, auch die Chancen, die es in diesem Land gab, nur eben anders, als man sie sich wünschte. Das Gefühl der gestohlenen Zeit, das mich lange begleitete, verwandelte sich mit den Jahren in etwas, das ich Dankbarkeit nennen würde, wenn das Wort nicht so groß wäre.

Ich schrieb dieses Buch für alle, die die Ostzone nur aus dem Geschichtsunterricht kennen, für Schulen und Gedenkstätten und für Menschen, die eigene Wunden tragen und wissen wollen, ob man irgendwann ankommt. Man kommt an, das kann ich jedem von ihnen versprechen, auch wenn der Weg dorthin länger dauert, als man es sich in der dunkelsten Nacht vorstellen mag.

Die meisten Geschichten holten mich in einem großen alten braunen Sessel ein, im Waldzimmer vor dem großen Fenster, hinter dem Fichten, Buchen, Kastanien und Birken stehen. Oft musste ich dabei schmunzeln, manchmal schlucken, bis ich irgendwann aufstand, mich an den Schreibtisch setzte und sie aufschrieb, bewusst und öffentlich, weil Schweigen in der Ostzone die erste Bürgerpflicht war und ich diese Pflicht nicht länger erfülle.

In diesem Waldzimmer wird der Leser mir zweimal begegnen, einmal mitten im Buch, bevor ich in den Zug steige, ein zweites Mal ganz am Ende, wenn draußen der Schnee fällt und das Feuer im Ofen herunterbrennt. Dazwischen liegen viele Türen, solche, die man mir vor der Nase zuschlug, solche, die hinter mir ins Schloss fielen, schließlich solche, die ich selbst öffnete, obwohl ich nicht wusste, was dahinter wartete. Gelernt habe ich dabei, dass man nicht aus jedem Zimmer etwas mitnehmen kann, weil man sonst irgendwann keine Hand mehr frei hat für die nächste Klinke. Tür zu, nächste auf, so heißt das bei mir seit vielen Jahren. Mit diesem Satz lade ich jeden ein, der dieses Buch aufschlägt, durch die erste Tür zu gehen.

Frank Stolzenberg

Kapitel 1

1958

An seinem sechzigsten Geburtstag erwachte Franky Stolzenberg kurz nach sechs in einem Hotelbett, das zu weich war, um darin alt zu werden. Eine Weile blieb er liegen, die Hände auf der Decke gefaltet, während draußen auf dem Flur ein Zimmermädchen ihren Wagen vorbeischob und irgendwo eine Tasse leise gegen eine andere klirrte. Altenburg schlief noch, hinter dem Vorhang zeigte sich ein Himmel in der Farbe von nassem Zeitungspapier, unten auf dem Pflaster zischte ein einzelnes Auto vorbei. Zu Hause in Althütte lagen seit Tagen Einladungen zu einer Feier bereit, die er nie verschickte, weil ihm beim Gedanken an Reden, Buffet und gut gemeinte Witze über das Alter der Hals eng wurde. Stattdessen saß er am Vortag stundenlang hinter dem Steuer, mit einer Tasche voller Hemden, einer Thermoskanne und einer Frage, die er seit Jahren mit sich herumtrug wie einen Stein in der Jackentasche.

Im Bad stand ihm ein Mann gegenüber, den er gut kannte und an diesem Morgen trotzdem genauer betrachtete, das graue Haar, die Furchen von der Nase zum Mund, die Augen, in denen sich die Jahre sammelten wie Wasser in einer Senke. Franky seifte sich ein, zog die Klinge in langen, ruhigen Bahnen über die Wangen und dachte an den Mann im Spiegel, der vor sechzig Jahren in dieser Stadt zur Welt kam, ohne dass ihm je jemand sagen konnte, in welchem Haus. Herzlichen Glückwunsch, sagte er halblaut zu seinem Spiegelbild, worauf es ihm ebenso halblaut antwortete, er solle sich beeilen, das Frühstück schließe um zehn.

Draußen roch die Luft nach Regen, der noch nicht fallen wollte, dazu nach dem Rauch einiger Kohleöfen, die es in den Altbauten offenbar immer noch gab. Vom Schlossberg schauten die Türme des Residenzschlosses über die Dächer, am Brüderkirchhof stand der Skatbrunnen mit seinen vier bronzenen Wenzeln, die einander im ewigen Streit über ein Blatt Karten in den Haaren lagen. Ein älterer Herr in Lodenmantel blieb neben ihm stehen, zog ein abgegriffenes Kartenspiel aus der Tasche, tauchte es ins Wasser und steckte es mit zufriedenem Gesicht wieder ein.

„Damit’s Glück bleibt“, sagte er, ohne Franky anzusehen, „beim Reizen.“

Franky nickte, obwohl er seit Jahrzehnten nicht mehr Skat spielte, bevor er weiterging, die Hände in den Taschen seiner kurzen Jagdjacke, zum Krankenhaus am Stadtrand, wohin ihn seine Logik schickte, die einfachste aller Logiken, nach der ein Mensch, der in Altenburg geboren wurde, auch im Altenburger Krankenhaus geboren sein musste.

Hinter der Glasscheibe der Information saß eine Frau mit rotem Brillengestell, die gerade einen Becher Kaffee an die Lippen setzte und ihn mit sichtlichem Bedauern wieder absetzte, als Franky an die Scheibe trat. Er erklärte ihr sein Anliegen, so knapp er konnte, er sei im November 1958 in Altenburg geboren, er wolle sehen, wo, nur einmal, nur heute, an seinem Geburtstag, was ihm, laut ausgesprochen, sentimentaler vorkam, als ihm lieb war.

„Achtundfünfzig, sagen Sie?“, fragte die Frau und zog die Augenbrauen hoch über den Brillenrand. „Da muss ich jemanden fragen, so alt bin ich nicht, auch wenn’s manchmal so aussieht.“

Sie griff zum Telefon, wählte eine Nummer, wartete, sprach mit jemandem, den sie Frau Doktor nannte, nickte mehrmals, sagte ach so und ja, natürlich und legte schließlich auf. Eine Geburtsstation, erklärte sie, gab es in diesem Haus damals nicht, die Kinder der Stadt kamen in einer kleinen Geburtsklinik zur Welt, irgendwo in der Innenstadt, in einer der alten Villen, die Frau Doktor wisse leider auch nicht mehr, in welcher. Sie entschuldigte sich, als trage sie persönlich die Schuld daran, schrieb ihm auf einen Zettel zwei Straßennamen, die ihr die Kollegin noch nannte. Mit einem Blick auf das Datum in seinem Ausweis wünschte sie ihm alles Gute zum Geburtstag.

Die erste der beiden Straßen führte ihn an Häusern vorbei, deren Gründerzeitfassaden ihn ansahen wie alte Damen bei einer Beerdigung, die einen frisch frisiert und in Pastell, die anderen grau, mit abblätterndem Stuck und Fenstern, hinter denen seit Jahren niemand mehr wohnte. Er fragte einen Rentner, der einen Dackel ausführte, worauf der Rentner den Dackel ansah, der Dackel den Rentner, beide schließlich den Kopf schüttelten und Franky weiterschickten. Eine Verkäuferin, die vor einem Blumenladen rauchte, meinte, ihre Schwiegermutter sei in einer Klinik in der Nähe zur Welt gekommen, die Straße wisse sie nicht genau, es müsse dort sein, wo heute die Leute mit den Rückenschmerzen hingingen.

Das Haus, vor dem er schließlich stand, war ein stattlicher Bau mit breiter Tür, hohen Fenstern und einem Erker, neben der Tür ein glänzendes Messingschild mit der Aufschrift Physiotherapie, darunter die Sprechzeiten. Franky stand eine Weile auf dem Gehweg, blickte an der Fassade hinauf und wartete auf ein Gefühl, auf irgendein Zeichen, dass er hier richtig sei, ein Ziehen in der Brust, eine Erinnerung, die es nicht geben konnte. Es kam nichts, außer einer Frau mit Rollator, die ihn bat, ihr die Tür aufzuhalten.

Drinnen roch es nach Massageöl und Franzbranntwein, im Hintergrund lief ein Radio, aus einer der Kabinen drang das Stöhnen eines Mannes, dem offenbar gerade jemand erklärte, wo genau

sein Ischias saß. Die junge Frau am Empfang, auf deren Namensschild Jenny stand, lächelte ihn an und fragte nach seinem Termin.

„Ich besitze keinen“, sagte Franky, „ich besitze nur eine ziemlich verrückte Frage.“

Jenny legte den Kugelschreiber weg und hörte ihm zu, mit schräg gelegtem Kopf, während er von seinem Geburtstag erzählte, vom Krankenhaus ohne Geburtsstation, von der Verkäuferin vor dem Blumenladen und von seiner Vermutung, dass er vor genau sechzig Jahren in diesem Gebäude den ersten Schrei tat. Sie lachte nicht, wofür er ihr dankbar war, sie drehte sich nur um und rief in den Flur hinein nach einem Steffen, der kurz darauf erschien, ein Therapeut mit Unterarmen wie Brückenpfeiler und einem Gesicht, das zum Lachen geschaffen war. Steffen ließ sich die Geschichte noch einmal erzählen, kratzte sich am Kinn und schnippte dann mit den Fingern.

„Die Erika“, sagte er zu Jenny, „die Erika von gegenüber, die putzte hier früher, schon zu Ostzeiten, die kennt das Haus besser wie wir alle zusammen.“

Jenny griff sich keine Jacke, lief einfach über die Straße und kam nach ein paar Minuten zurück, eine winzige Frau am Arm, weit über achtzig, in einer geblümten Kittelschürze unter einer dünnen Strickjacke, das schlohweiße Haar unter einem Kopftuch, die Hände knotig von Jahrzehnten mit Eimer und Scheuerlappen, die Augen wach und flink wie die eines Spatzen. Sie blieb vor Franky stehen, musterte ihn von den Schuhen bis zum Scheitel, wischte sich aus alter Gewohnheit die Hände an der Schürze ab und reichte ihm eine davon, kühl und erstaunlich kräftig.

„Erika“, sagte sie, „mehr brauchen Se ni zu wissen, der Rest geht keen was an.“

Franky erzählte seine Geschichte zum vierten Mal an diesem Morgen, diesmal hörte er sich selbst dabei zu, hörte, wie seine Stimme an der Stelle mit dem Geburtstag ein wenig dünner wurde. Erika unterbrach ihn nicht, sie nickte nur ab und zu, die Lippen zusammengepresst, dann drehte sie sich um und ging voraus, den Flur hinunter, mit kleinen, energischen Schritten, an deren Ende jedes Mal ein leises Schlurfen ihrer Pantoffeln hing.

Sie führte ihn vorbei an Kabinen mit Liegen, an einem Raum voller Gymnastikbälle, in dem eine Gruppe Damen unter Anleitung die Arme kreisen ließ, bis zu einer Tür am Ende des Ganges, hinter der ein heller Raum lag, mit zwei hohen Fenstern zum Hof, einer Sprossenwand und einer Behandlungsliege, auf deren weißem Papier noch der Abdruck des letzten Patienten zu sehen war. Erika klopfte mit dem Knöchel gegen den Türrahmen, zweimal, wie man an eine Tür klopft, hinter der jemand schläft.

„Hier war der Kreißsaal, klein, aber ordentlich“, sagte sie, „das Bett stand dort am Fenster, das Waschbecken da an der Wand, wo jetzt der Spiegel hängt. Die Hebamme damals, die Kuhnert, die war strenger wie jeder Feldwebel, aber verlorn ging bei der keens.“

Franky trat an das Fenster, legte die Hand auf das Fensterbrett, das kühl war und glatt von vielen Schichten Lack, um hinauszublicken in den Hof, auf eine Mülltonne, einen kahlen Fliederbusch und ein Stück grauen Himmel zwischen den Dächern. Irgendetwas stieg ihm in die Kehle, eine Wärme, die er nicht einordnen konnte, gemischt mit einer Fremdheit, die nicht weichen wollte, so als stünde er in einem Zimmer, das ihn kannte, während er selbst es zum ersten Mal sah. Er räusperte sich, einmal und noch einmal, ohne dass es etwas half. Erika stand hinter ihm an der Tür und sagte nichts, sie besaß offenbar die seltene Gabe, im richtigen Moment den Mund zu halten.

Die Tür ging auf, eine Frau im Trainingsanzug steckte den Kopf herein, blickte von Franky zu Erika und wieder zurück, dann auf die Liege.

„Sind Sie der Nächste für die Fango?“, fragte sie in den Raum hinein, ohne jemanden direkt anzusprechen.

„Nee“, sagte Erika, bevor Franky antworten konnte, „der is’ schon fertig, der wurde hier geboren.“

Die Frau im Trainingsanzug schloss die Tür so vorsichtig, wie man eine Tür zu einem Zimmer schließt, in dem gerade etwas Ernstes geschieht. Franky lachte, zum ersten Mal an diesem Tag, ein kurzes, überraschtes Lachen, das ihm die Enge aus der Kehle nahm. Erika lachte nicht mit, nur um ihre Mundwinkel zuckte es ein wenig. Mit einem Kopfnicken zur Tür bedeutete sie ihm, dass es genug sei mit dem Kreißsaal, dann ging sie wieder voraus.

Auf halbem Weg durch den Flur, zwischen den Gymnastikbällen und der Kabine mit dem Ischias, blieb sie plötzlich stehen und drehte sich zu ihm um.

„Nu sagen Se ma, wie heeßen Se eigentlich, junger Mann?“

„Stolzenberg“, sagte Franky, „Franky Stolzenberg, geboren hier in Altenburg, wenn die Papiere stimmen.“

Erika rührte sich nicht, sie sah ihn an, lange, viel zu lange für eine alte Frau, die einem Fremden höflich den Weg zeigt, mit einem Blick, der irgendwo hinter ihm etwas suchte, das sich nicht finden ließ. Dann griff sie nach ihrer Strickjacke, knöpfte sie mit flinken Fingern zu und ging an ihm vorbei zur Haustür.

„Da kommse ma mit rüber“, sagte sie über die Schulter, „da muss ich Ihn’ was zeigen.“

Draußen nieselte es inzwischen, ein feiner, kaum sichtbarer Regen, der sich auf Jacken und Autodächer legte, ohne richtig zu fallen. Erika überquerte die Straße, ohne nach links oder rechts zu sehen, mit der Selbstverständlichkeit einer Frau, die seit sechzig Jahren dieselben zehn Meter Pflaster kennt. Auf dem gegenüberliegenden Gehweg blieb sie stehen, schräg versetzt zur Klinik, vor einem Zaun aus rostigem Maschendraht. Dahinter lag eine Lücke zwischen zwei Gründerzeithäusern, ein Stück Rasen, ein paar verwilderte Sträucher, ein geparktes Auto mit beschlagenen Scheiben, mehr nicht.

„Da stand se“, sagte Erika, „die Villa von den Stolzenbergs.“

Franky trat neben sie an den Zaun, wo sich an den Seitenwänden der beiden Nachbarhäuser noch die Umrisse dessen abzeichneten, was hier einmal stand, dunkle Streifen im Putz, wo Mauern an Mauern grenzten, ein Kaminzug, der ins Nichts führte, die schräge Narbe einer Treppe, die nirgendwo mehr hinaufging. Die Häuser rechts und links standen da wie zwei Zähne neben einer Lücke, aus der man vor langer Zeit einen dritten zog, ohne ihn je zu ersetzen.

„Was waren denn das für Leute, die hier gewohnt haben?“, fragte er leise.

Erika zog die Strickjacke enger um die Schultern und sah auf den Rasen, als läge dort noch etwas, das nur sie sehen konnte. Feine Leute, sagte sie, keine Bonzen, ordentliche Leute, mit Dienstmädchen und einem Garten, in dem im Sommer die Rosen über den Zaun hingen, so viele, dass man von der Klinik aus ihren Duft roch, wenn die Fenster offenstanden. Die Frau grüßte jeden, auch die Putzfrauen, das wisse sie noch genau, weil das damals nicht jede tat. Dann seien sie weg gewesen, von einem Tag auf den anderen, das Haus leer, die Fensterläden zu.

„Wo sind sie denn hin, die Stolzenbergs aus dieser Villa?“, fragte Franky.

Erika zuckte mit den Schultern, eine kleine, müde Bewegung, die mehr sagte als jedes Wort. Enteignet, sagte sie, ausgewiesen, nach drüben gemacht, wer wisse das schon, gefragt habe keiner, weil Fragen in jener Zeit eine teure Angewohnheit war, die man sich nicht leisten konnte, wenn man Kinder besaß und eine Arbeit, die man behalten wollte. Ein paar Jahre stand das Haus leer, dann kamen eines Morgens Männer mit Lastwagen und Kabeltrommeln, sperrten die Straße ab, bis es am Nachmittag so laut knallte, dass in der Klinik die Säuglinge schrien und in der Straße die Scheiben klirrten.

„Weggesprengt“, sagte sie, diesmal mit der vollen Wucht ihrer Mundart, „die Roten, einfach weg, wie wenn’s die nie gäbe.“

Sie standen eine Weile schweigend nebeneinander, die alte Frau in der Kittelschürze und der Mann in der Jagdjacke, während der Nieselregen sich auf ihren Schultern sammelte und irgendwo hinter ihnen eine Haustür ins Schloss fiel. Franky wollte noch etwas fragen, etwas über den Namen, über eine Verbindung, über irgendeinen Faden, an dem er ziehen konnte, doch die Frage blieb ihm im Hals stecken, weil er nicht wusste, wie man sie stellt, ohne lächerlich zu klingen. Erika nahm ihm die Entscheidung ab, sie legte ihm kurz die Hand auf den Arm, eine leichte, trockene Berührung, bevor sie mit kleinen, vorsichtigen Schritten über die nasse Straße zurück zu ihrem Haus ging, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Das Stadtarchiv lag in einem Gebäude mit breiten Treppen und hohen Fluren, in denen jeder Schritt doppelt so laut klang wie nötig. Hinter einem Tresen aus hellem Holz saß eine Frau in seinem Alter, mit einer Lesebrille an einer Kette und einer Strickjacke in der Farbe von Waldhonig, die von ihrem Bildschirm aufsah, ohne dabei die Stirn zu runzeln, was Franky in einem Amt als gutes Zeichen deutete. Er erzählte seine Geschichte zum fünften Mal an diesem Tag, inzwischen mit einer gewissen Routine, vom Krankenhaus, von der Klinik, von Erika und der Lücke zwischen den Häusern. Am Ende setzte die Frau ihre Brille auf und sah ihn über den Rand hinweg an.

„Dann wollen wir mal sehen“, sagte sie, „wer Sie sind.“

Sie verschwand hinter einer Milchglastür, aus der ein Geruch nach Papier, Staub und altem Leim drang. Nach einer halben Stunde kam sie mit einem schweren Band zurück, in Leinen gebunden, den Rücken von vielen Händen dunkel gegriffen. Mit der Kuppe des Zeigefingers fuhr sie die Spalten entlang, Seite um Seite, blätterte, fuhr weiter, bis sie innehielt, den Finger auf einer Zeile liegen ließ und den Band zu ihm herumdrehte. Da stand er, in der ordentlichen, leicht nach rechts geneigten Schrift eines Standesbeamten, mit Datum, Uhrzeit und Ort, daneben der Name seiner Mutter, so wie er ihn kannte, am Rand dagegen, in einer anderen, dunkleren Tinte, ein Vermerk mit einer Nummer.

„Das ist eine Adoptionsnummer“, sagte die Frau, leise, beinahe entschuldigend. „Zu der müsste es eine eigene Akte geben, ich schau mal nach.“

Lange suchte die Frau, sie telefonierte mit einer Kollegin, sie ging zweimal hinter die Milchglastür, einmal mit einem Zettel, einmal ohne, sie zog Karteikästen auf und schob sie wieder zu, sie blätterte in Verzeichnissen, deren Seiten bei jeder Berührung ein wenig mehr

zerfielen, während Franky auf einem Holzstuhl am Fenster saß, die Kappe mit dem Jagdlogo auf den Knien, den Blick hinaus auf einen Parkplatz gerichtet, auf dem zwei Tauben um eine Brotkruste stritten. Nach über einer Stunde kam sie zurück, setzte sich und nahm die Brille ab.

„Sie ist weg“, sagte sie, „nicht verlegt, nicht falsch einsortiert, einfach weg. Irgendwer schob die Nachbarakten ordentlich zusammen, damit keine Lücke bleibt, das sieht man, wenn man lange genug in so einem Archiv sitzt.“

Franky nickte, weil ihm nichts anderes einfiel, eine Enttäuschung spürte er nicht, nicht sofort, eher eine merkwürdige Leere, so wie man sie spürt, wenn man eine Treppe hinaufsteigt und eine Stufe mehr erwartet, die es nicht gibt. Die Frau sah ihn eine Weile an, dann zog sie ein Formular aus der Schublade, schob den Band unter das Kopiergerät und kam mit einem Blatt zurück, auf das sie mit Kugelschreiber die Nummer der verschwundenen Akte an den Rand schrieb, bevor sie einen Stempel daraufdrückte.

„Was kostet das?“, fragte Franky und griff nach seiner Geldbörse.

„Glauben Sie im Ernst, dass ich Ihnen an Ihrem Geburtstag Geld abnehme?“ Sie schüttelte den Kopf und schob ihm das Blatt über den Tresen. „Keinen Pfennig, ich wünsche Ihnen nur, dass Sie irgendwann finden, was Sie suchen.“

Auf der Treppe vor dem Archiv faltete er das Blatt zweimal und steckte es in die Innentasche seiner Jacke, dicht an die Brust, wo man Dinge trägt, die man nicht verlieren will.

Am frühen Nachmittag fuhr er hinaus aufs Land, ein paar Kilometer südlich, wo die Straßen schmaler wurden und die Felder braun und schwer im Regen lagen. Das Dorf Stolzenberg bestand aus einer Handvoll Höfen, einem Bushäuschen mit verblichenem Fahrplan und einer Katze, die auf einem Mäuerchen saß und ihn mit der Gelassenheit eines Wesens musterte, das schon sehr viele Fremde kommen und gehen sah. Er stieg aus, ging die Dorfstraße einmal hinauf und wieder hinunter, las die Namen an den Briefkästen, fand keinen Stolzenberg und fuhr weiter nach Posterstein, wo die Burg auf ihrem Felsen über dem Tal der Sprotte hockte, trutzig und grau, mit einem Bergfried, der seit Jahrhunderten von oben auf die Menschen herabsah.

In der kleinen Kirche unterhalb der Burg wartete ein älterer Herr von der Kirchgemeinde mit einem Schlüsselbund, mit dem Franky am Vormittag noch telefonierte. Das Innere der Kirche war mit dunklem, überreich geschnitztem Holz ausgekleidet, mit Engeln, Ranken und Fruchtgirlanden, an denen ein unbekannter Meister womöglich sein halbes Leben arbeitete. Der Herr schloss einen Schrank auf, legte einen schweren Band auf das Pult und trat einen Schritt

zurück, mit jener stillen Ehrfurcht, die man in solchen Dörfern vor Büchern zeigt, die älter sind als jeder Lebende im Ort.

Franky blätterte sich durch Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse, durch Generationen von Bauern, Handwerkern und Gutsleuten, bis er sie fand, die Stolzenbergs, mit Vornamen, die heute niemand mehr seinen Kindern gibt, Gottlieb, Christiane, Johann Friedrich, in brauner, verblasster Tinte, über Jahrzehnte hinweg. Er las jeden Eintrag zweimal, fuhr mit dem Finger die Zeilen entlang, so wie es die Frau im Archiv tat, auf der Suche nach einer Spur, die zu ihm führte, nach einem Hinweis, einem Namen, einer Randnotiz. Eine solche Spur gab es nicht, so lange er auch suchte. Die Stolzenbergs aus dem Kirchenbuch lebten, liebten und starben hier, ohne von einem Jungen zu wissen, der 1958 in einer Altenburger Klinik zur Welt kam und ihren Namen trug.

„Nach dem Krieg“, sagte der ältere Herr hinter ihm, „trug man vieles nicht mehr ein. Die Kirche war in der Republik nicht mehr die erste Adresse für die Leute.“

Draußen schlug die Glocke vier, über dem Bergfried kreisten zwei Krähen und stritten sich um etwas, das man von unten nicht sehen konnte.

Am Abend saß Franky in einem Wirtshaus am Rand der Altstadt, unter gerahmten Spielkarten, an einem Tisch mit karierter Decke, vor einem Teller Mutzbraten, so wie man ihn im Altenburger Land über Birkenholz gart, mit reichlich Majoran, dazu Sauerkraut und eine Apfelschorle, weil er seit vielen Jahren keinen Alkohol trank. Zwischen zwei Bissen zog er das gefaltete Blatt aus der Jackentasche, klappte es auf, las, faltete es wieder zusammen, was der Kellnerin, einer kräftigen Frau mit hochgestecktem Haar und einer Stimme, die mühelos bis in die Küche reichte, nicht entging.

„Warten Sie auf jemanden?“, fragte sie und stapelte die Teller auf ihren Unterarm.

„Auf mich selbst“, sagte Franky, „ich bin heute sechzig geworden und feiere allein.“

Sie verschwand ohne ein Wort hinter dem Tresen und kam mit einem Gläschen Kräuterlikör zurück, das sie mit Nachdruck vor ihn hinstellte.

„Nu, zum Sechz’gsten trinkt mor e Gläschen, ob mor will oder ni.“

Ein solches Gläschen gönnte er sich im ganzen Jahr höchstens einmal, wenn überhaupt, doch eine Gabe wie diese weist man nicht zurück. Er hob das Glas, trank auf Erika, auf die Frau mit der Waldhonigjacke, auf Jenny und Steffen, auf die Stolzenbergs, die er nie kannte, zuletzt auf

den Mann, der ihm an diesem Tisch gegenübersaß, unsichtbar für alle anderen, müde, durchnässt und erstaunlich zufrieden.

Später, im Hotelzimmer, saß er auf der Bettkante, die Kopie aus dem Geburtenregister neben sich auf der Decke, das gelbe Licht der Nachttischlampe auf dem Papier, unten zischten die Reifen der Autos durch den Regen. Er las die Zeilen wieder und wieder, den Namen seiner Mutter, die Uhrzeit, die Nummer am Rand, bis die Buchstaben vor seinen Augen verschwammen und er die Klinik vor sich sah, so wie sie an jenem Samstag vor sechzig Jahren ausgesehen haben mochte, mit dem Rauch von Braunkohle über den Dächern und einem Radio irgendwo im Flur, das von Chruschtschows Forderungen an Berlin sprach. Er sah eine junge Frau aus dem Kohlerevier, weit weg von zu Hause, in einem Bett am Fenster, die Hebamme Kuhnert mit aufgekrempelten Ärmeln, gegenüber die Villa mit den geschlossenen Fensterläden und den Rosen, die im November längst verblüht waren.

Wer brachte sie dorthin, achtzig Kilometer von zu Hause, in eine Klinik, in der eine Arbeiterfrau eigentlich gar nicht entbinden durfte? Sein Vater sprach nie darüber, ein Mann, der irgendwann seinen schlesisch-polnischen Namen ablegte, um Stolzenberg zu heißen, seine Mutter schwieg, aus Gründen, die Franky nicht kannte. Er faltete das Blatt an denselben zwei Stellen wie am Mittag, legte es auf den Nachttisch und löschte das Licht, ohne die Antwort zu kennen, nur mit der Nummer einer Akte, die irgendwo in diesem Land verschwunden war, fortgeräumt von jemandem, der danach die Nachbarakten ordentlich zusammenschob, damit keine Lücke bleibt.

Kapitel 2

Zwischen Neukieritzsch und Großzössen

Der Wecker auf dem Küchenschrank zeigte zehn nach sechs, als Franky die Haustür hinter sich zuzog, so leise, dass nicht einmal die Klinke einen Laut von sich gab, weil oben im Schlafzimmer der Vater lag und seinen Rausch vom Vorabend ausschlief. In der linken Hand trug er den Stoffbeutel, in der rechten das abgezählte Geld, eine Handvoll Münzen, die mit jedem Schritt in seiner Faust warm und feucht wurden. Über Neukieritzsch hing der Himmel tief und gelblich, im Osten glühten die Schlote der Kraftwerke, aus Böhlen herüber zog der süßliche Geruch des Chemiewerks. Drehte der Wind für einen Augenblick, brachte er von der Pleiße den Gestank nach faulen Eiern und Phenol mit, der hier jedem Kind so vertraut war wie der eigene Atem.

Vor dem Bäcker standen schon gut zwei Dutzend Leute, Frauen mit Kopftüchern und Einkaufsnetzen, ein paar Männer, die nach dem Bier vom Vorabend rochen, eine Großmutter mit einem Enkel im Schlafanzug unter dem Mantel. Franky stellte sich hinten an, hinter einen Rücken in kariertem Stoff. Wie an jedem Wochenende zählte er die Köpfe vor sich, um auszurechnen, wann er an der Reihe wäre und ob es dann noch etwas gäbe. Mit jeder Viertelstunde wuchs die Schlange hinter ihm, während sie vorn nur langsam schrumpfte, weil drinnen eine einzige Verkäuferin stand, die jeden Kunden mit Namen kannte und jedem eine Neuigkeit mit auf den Weg gab, gratis, zusammen mit dem Wechselgeld.

Aus der Backstube drang ein Geruch, der den Gestank der Pleiße für eine Weile vergessen ließ, warm, nach Hefe, Mehl und gebräuntem Teig, ein Geruch, bei dem sich Frankys Magen zusammenzog, weil er nüchtern losging. Die Frau mit dem karierten Rücken drehte sich zu ihm um, musterte den Stoffbeutel und dann ihn.

„Na, Kleener, wie viel brauchst’n heute?“, fragte sie und musterte den leeren Beutel.

„Zwanzig Fettsemmeln“, sagte Franky, „so wie jeden Samstag, nicht eine weniger.“

„Ei verbibbsch, gleich zwanzig Stück“, sagte sie und pfiff leise durch die Zähne. „Da wird’s eng, mein Gutster, da musste aber ordentlich beten.“

Beten tat er nicht, er zählte lieber weiter, Kopf um Kopf, bis er nach anderthalb Stunden endlich an der Reihe war. Die Verkäuferin wischte sich mit dem mehlbestäubten Handrücken eine Strähne aus der Stirn und griff, ohne zu fragen, in den Korb mit den Fettsemmeln, weil sie

wusste, wie viele er brauchte, so wie sie von jedem in der Straße wusste, wie viele er brauchte. Zwanzig Stück zählte sie in den Stoffbeutel, prall und glänzend, mit jener goldbraunen Kruste, die beim Zusammendrücken knisterte. Franky legte das Geld auf den Tresen, Münze für Münze, so wie er es zu Hause abgezählt bekam.

Auf dem Heimweg griff er in den Beutel, nahm die oberste Semmel heraus und biss hinein, noch warm, außen knusprig, innen weich und duftend, eine Semmel, die nur ihm gehörte, weil sie ihm jede Woche gehörte, ohne dass je jemand darüber sprach, denn die Mutter zählte nie nach. Er aß sie langsam, Bissen für Bissen, auf dem Weg zwischen dem Bäcker und dem Gartentor, mit den Krümeln auf dem Hemd und dem Gefühl, dass ein Tag, der so anfing, nicht völlig schlecht werden konnte.

Am Nachmittag durfte er ins Schwimmbad, mit der Badehose unter der kurzen Hose und dem Handtuch über der Schulter, im blauweißen Trikot, das ihm irgendwer zum Geburtstag schenkte, mit dem Wappen des 1. FC Magdeburg auf der Brust. Fußball war ihm gleichgültig, er wusste kaum, wie viele Spieler auf einem Platz standen, doch das Trikot war neu, es passte, es roch nach Laden und nicht nach dem Schrank, mehr brauchte ein Junge in Neukieritzsch nicht, um sich darin wie ein König zu fühlen.

Unterwegs machte er Halt im alten Konsum an der Ecke, einem dämmrigen Laden mit knarrenden Holzdielen und einem Geruch nach Seife, Muckefuck und Essig, der einem schon an der Tür entgegenschlug. Hinten neben dem Tresen standen die Holzfässer mit den Waren aus der Konservenfabrik, Sauerkraut, saure Gurken, Salzgurken, Senfgurken, in einer trüben, gewürzten Lake, auf der Dillstängel und Pfefferkörner trieben. Die Verkäuferin, eine breite Frau mit einem Kittel, der früher einmal blau gewesen sein musste, kannte ihn, wie sie jedes Kind im Ort kannte, das hier sein Taschengeld ließ.

„Fünf Pfennig“, sagte Franky und legte die Münze auf den Tresen, „eine Salzgurke, bitte, eine große.“

Sie krempelte den Ärmel hoch, tauchte den nackten Arm bis zum Ellbogen ins Fass und fischte, nach einer kleinen Suche, die sie mit einer Grimasse begleitete, als jage sie einen Hecht, eine Gurke heraus, so groß wie Frankys Unterarm, prall, kühl und so sauer, dass ihm schon beim Hinsehen das Wasser im Mund zusammenlief. Sie wickelte sie in ein Stück Zeitungspapier, das sofort durchweichte, bevor sie sie ihm über den Tresen schob.

„Die größte, die ich finden konnte“, sagte sie, „extra für’n Magdeburger.“

Franky verstand nicht, was sie meinte, er bedankte sich, ging hinaus und biss auf dem Gehweg in die Gurke, mit einem Knacken, das ihm bis in die Ohren fuhr. Die Lake lief ihm übers Kinn und tropfte auf das Trikot, was er nicht bemerkte, weil die Säure ihm die Augen tränen ließ und der Geschmack so ungeheuer war, dass für nichts anderes mehr Platz blieb.

Hinter den Garagen, auf dem Trampelpfad zum Schwimmbad, standen sie, vier Jungen aus der Nachbarschaft, alle zwei oder drei Jahre älter, mit braunen Armen, aufgeschürften Knien und dem Ausdruck von Langeweile, die nach einer Beschäftigung sucht. Der Größte von ihnen, ein Kerl mit Igelhaarschnitt, den alle nur den Stier nannten, löste sich von der Wand und stellte sich ihm in den Weg, die Daumen in den Hosenbund gehakt.

„Nu sag ma, was haste denn da für ’n Ding an?“

„Ein Trikot“, sagte Franky, die Gurke noch in der Hand.

„Das seh ich selber, dass das ’n Trikot is’“, sagte der Stier und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf das Wappen, so hart, dass es wehtat. „Ich will wissen, warum du hier mit Magdeburg rumläufst, mitten bei uns, wo jeder für Lok is’.“

Franky öffnete den Mund, um zu erklären, dass ihm Fußball egal sei, dass er das Trikot geschenkt bekam und es nur trage, weil es neu war, doch der erste Stoß kam, bevor er den ersten Satz zu Ende denken konnte. Er stolperte rückwärts gegen die Garagenwand, die Gurke flog ihm aus der Hand und landete im Staub, der zweite traf ihn am Ohr, der dritte warf ihn zu Boden, wo ihm einer der anderen das Knie in den Rücken drückte, während der Stier am Trikot zerrte, bis die Naht an der Schulter mit einem trockenen Ratschen nachgab. Franky schmeckte Staub und Salz und Blut, er hörte sie lachen, irgendwer rief, man solle dem Magdeburger das Trikot gleich ganz ausziehen, damit er nackt ins Schwimmbad gehen könne.

Dann war das Gewicht auf seinem Rücken plötzlich verschwunden, über ihm ertönte ein Schrei, ein empörter, hoher Schrei, wie ihn nur ein Mädchen ausstößt, das sehr, sehr wütend ist, gefolgt von einem dumpfen Laut, einem Grunzen und dem Poltern eines Körpers, der gegen eine Garagentür fiel. Franky wälzte sich auf den Rücken und sah seine Schwester Sieglinde über sich stehen, vierzehn Jahre alt, die Zöpfe halb aufgelöst, die Fäuste geballt, das Gesicht rot vor Zorn, während neben ihr der Stier im Staub saß und sich verdutzt das Kinn rieb.

Die anderen drei wichen zurück, einen Schritt, dann noch einen, bis sie mit dem Rücken an der Garagenwand standen. Sieglinde trat einen Schritt auf sie zu, hob den Finger und sprach so langsam und so laut, dass man es bis zur Hauptstraße hören konnte.

„Wer meen Bruder noch ämal anfasst, der kann sich sei Gebiss aus der Pleiße fischen.“

Niemand antwortete, der Stier rappelte sich auf, klopfte sich den Staub von der Hose und zog mit den anderen davon, ohne sich umzudrehen, mit einem Gang, der lässig wirken sollte und doch zu schnell war. Sieglinde half Franky auf die Beine, betrachtete die zerrissene Naht an seiner Schulter, die Schramme am Ohr, die Gurke im Staub. Aus ihrer Rocktasche zog sie ein Taschentuch, mit dem sie ihm das Blut vom Mundwinkel tupfte, nicht besonders zärtlich, eher so, wie man einen Fleck von einem Tisch wischt.

„Das kaputte Trikot“, sagte Franky, „das kriegt die Mutter doch sofort mit.“

„Ich weiß“, sagte Sieglinde und sah ihn an, ohne zu lächeln. „Wir sagen, du bist am Zaun hängengeblieben, das mit den Jungs bleibt unter uns.“

Am Abend saß Franky in seinem Bett, die Decke bis ans Kinn gezogen, um zu horchen. Unten in der Küche lag das Trikot auf dem Tisch, die zerrissene Naht nach oben, die Mutter legte es wortlos dorthin und ging zum Herd zurück. Die Geschichte mit dem Zaun schien sie zu glauben, jedenfalls fragte sie nicht weiter, doch Franky wusste, dass das Trikot dort liegen würde, wenn der Vater aus der Kneipe kam. Sehen würde er es mit Augen, die nach dem vierten oder fünften Glas keinen Zaun mehr kannten und keine Erklärung.

Gegen zehn knarrte unten die Haustür, dann hörte er das Scharren von Schuhen auf dem Abtreter, das Klirren einer Flasche gegen den Türrahmen, einen Fluch, dann eine Weile nichts, nur das Ticken des Weckers und das ferne Rumpeln eines Kohlezuges. In der Küche schrammte ein Stuhl über die Fliesen, eine Stimme, die er kannte und fürchtete, sprach ein paar Worte, die er nicht verstand, die Mutter antwortete leise, zu leise. Danach kamen die Schritte auf der Treppe, schwer und ungleichmäßig, ein Fuß, der eine Stufe zu früh aufsetzte, eine Hand, die am Geländer entlangschabte. Im Bett gegenüber drehte sich Sieglinde zu ihm um, ihre Augen glänzten im Dunkeln.

„Ich bin da, Franky, ich bin die ganze Zeit da“, flüsterte sie.

Die Schritte kamen näher, über den Flur, über die lose Diele vor dem Bad, die bei jedem Tritt aufseufzte, bis sie vor ihrer Tür stehen blieben.

Es waren Ferien, sonst hätte er am Sonntagabend schon wieder zurück sein müssen, weil am Montag die Schule wartete, doch in den Ferien durfte er bei den Großeltern bleiben, so lange er wollte. Früh am nächsten Morgen schob Franky sein Fahrrad aus dem Schuppen, bevor im Haus jemand wach war, ein schwarzes Diamant mit einem Sattel, den er nur erreichte, wenn er im

Stehen trat, weil es eigentlich der Mutter gehörte. Das Ohr pochte noch, beim Schlucken spürte er einen dumpfen Schmerz an der linken Seite, über den er nicht nachdenken wollte, also trat er in die Pedale, so fest er konnte, die Straße hinunter, am Konsum vorbei, an den Garagen, wo im Staub noch der Abdruck einer Salzgurke zu erkennen war. Hinter dem Ort lagen die Felder, Kamille und Klatschmohn an den Rändern, dazwischen Gräben, in denen das Wasser schwarz stand, über allem die Schlote, die auch am Wochenende rauchten, weil Kraftwerke keinen Feiertag kennen.

An der Bahnschranke musste er warten, weil ein Kohlezug vorbeikroch, Wagen um Wagen, schwarz und schwer, beladen bis zum Rand. Franky zählte sie, wie er die Köpfe vor dem Bäcker zählte, um nicht an etwas anderes denken zu müssen, vierzig, fünfzig, sechzig, bis die Schranke sich mit einem Quietschen hob und er weiterfuhr. Mit jedem Meter, den er sich von Neukieritzsch entfernte, wurde ihm leichter, so als bliebe am Straßenrand etwas liegen, das er zu Hause auf den Schultern trug und das ihm erst auffiel, sobald es fehlte.

Diesen Weg fuhren sie immer mit dem Fahrrad, Sieglinde und er, nie anders, bei Sonne, Regen und Wind, nur an diesem Morgen fuhr er ihn allein. In Lobstädt führte er mitten an der Brikettfabrik vorbei, einem Moloch aus Schornsteinen, Förderbändern und rußgeschwärzten Hallen, der selbst am hellen Tag wie ein Gespenst über dem Ort hockte. Eine Straße aus Kopfsteinpflaster lief quer durch das Gelände, so holprig, dass einem die Zähne aufeinanderschlugen, links und rechts dröhnten die Pressen, als schlüge jemand mit riesigen Hämmern auf einen Amboss, während von oben unablässig Staub und Asche herabrieselten. An den Zäunen hatte sich der Kohlestaub kniehoch verfangen, schwarz und fein wie Mehl, so dass die Drahtmaschen darin versanken wie Gartenzäune im Winter unter dem Schnee. Wer hier hindurchfuhr, trug am Ende kleine braune Krümel in den Augenwinkeln, während die Bündchen an Ärmeln und Hosenbeinen die Farbe der Kohle annahmen, ganz gleich, wie hell sie am Morgen gewesen waren. Wie aus einem Horrorbuch muss diese Straße einem Fremden vorgekommen sein, für die Kinder aus dem Revier war sie so normal wie der Weg zum Bäcker, so dass Franky unbeeindruckt hindurchradelte, im Stehen tretend, mit zusammengekniffenen Augen und dem Geschmack von Ruß auf der Zunge.

Großzössen lag noch tiefer im Revier als Neukieritzsch, eingekeilt zwischen Tagebauen und Fabriken, so nah an der Kohle, dass man die Förderanlagen und die Dampfpressen der Fabrik 1 Tag und Nacht hörte, ein Stampfen und Rasseln, das zum Dorf gehörte wie der Herzschlag zu einem Körper. An stillen Tagen hörte man sogar den Staub, ein Gemisch aus Kohlestaub, Ruß und Flugasche, das wie Nieselregen an den Ohren vorbeirieselte und sich auf alles legte, auf

Fensterbretter, Wäsche und Kinderhaare, auf das Pflaster der einzigen Straße, die einmal rund um den Ort führte wie ein Gürtel um einen zufriedenen Bauch, sodass man die Steine darunter nur noch ahnen konnte. Unten am Dorf, bei den Resten des alten Rittergutes, läutete die kleine Kirche zum Gottesdienst, zu dem kaum noch jemand ging, ein dünnes, helles Läuten, gegen das die Pressen mühelos anstampften.

Immer voll waren dagegen die beiden Kneipen, sonntags schon zum Frühschoppen, unter der Woche nach jeder Schicht, weil die Löhne noch bar in der Lohntüte ausgezahlt wurden. So manche Lohntüte war reichlich leer getrunken, bevor sie zu Hause bei der Familie ankam. Wenn drinnen Skat gespielt wurde, knallten die Männer die Karten mit der Faust auf den Tisch, ein Klopfen, das man durch die offenen Fenster bis ans andere Ende des Dorfes hörte und das für Franky so zum Sonntag gehörte wie der Streuselkuchen. Hinter den Gärten lag die Lache, ein See, in dem die Jungen angelten und schwammen, unbekümmert um das, was darin trieb, während die Wyhra mit einem schillernden Film wie Öl auf dem Wasser durch die Wiesen kroch. Die Leute hier waren einfache Leute, die arbeiteten, aßen und tranken, arbeiteten, aßen und tranken, sich stritten und wieder zusammenhielten, Leute, deren wichtigster Auftrag darin bestand, dass jeder satt wurde, Leute, in deren Mitte ein Kind immer willkommen war, ganz gleich, wem es gehörte. Es war ein Leben, wie man es sich als Kind nur wünschen kann, roh, laut und warm.

In einem der Häuser an der Straße lag eine Frau mit verschränkten Armen auf einem Kissen im offenen Fenster und rief einer anderen Frau auf der gegenüberliegenden Seite etwas zu, die ebenfalls auf einem Kissen lag, sodass die Neuigkeit, Franky Stolzenberg sei in aller Herrgottsfrühe mit verschwollenem Ohr ins Dorf geradelt, noch vor ihm bei den Großeltern ankam.

Die Oma stand schon in der Tür, die Hände in der Schürze, mit Fingerkuppen, die dunkel waren von der Druckerschwärze der Woche und sich mit keiner Seife ganz sauber waschen ließen. Sie sah ihn an, sah das Ohr, das Auge, die aufgeplatzte Lippe, zog ihn ohne ein Wort an sich und hielt ihn fest, so lange, bis er aufhörte, sich gegen das Weinen zu wehren. Dann schob sie ihn in die Küche, stellte ihm eine Tasse Kakao hin, mit richtigem Kakao, nicht dem braunen Pulver aus der Kaufhalle, daneben ein Stück Streuselkuchen, so groß wie ein Ziegelstein.

Der Opa kam aus dem Hof, im Unterhemd, die Hosenträger über den Schultern, mit Armen, auf denen der Kohlestaub von dreißig Jahren in die Haut eingewachsen war wie eine Tätowierung, die niemand bestellte. Er war Vorarbeiter in der Brikettfabrik in Lobstädt, ein Mann, vor dem die Männer an den Pressen den Rücken gerade machten, auch Frankys Vater, der dort an den

Formpressen stand, unter einem Schwiegervater, der zugleich sein Chef war. Der Opa setzte sich an den Tisch, nahm Franky das Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte sein Gesicht zum Fenster, ins Licht, so behutsam, wie man eine Glühbirne einschraubt.

„Das Ohr da“, sagte er, „war das etwa der Stier aus eurer Straße?“

Franky nickte, verwundert darüber, dass der Opa den Stier kannte. In Großzössen und Neukieritzsch kannte der Opa offenbar jeden, der laut genug war, um aufzufallen.

„Das Auge auch?“, fragte der Opa leise, ohne Frankys Kinn loszulassen.

Franky schwieg und starrte in seinen Kakao, auf dem sich eine Haut bildete, während der Opa sein Kinn losließ und sich zurücklehnte. Eine Weile hörte man in der Küche nur das Ticken der Uhr über dem Herd und das Gackern der Hühner draußen im Hof. Die Kiefermuskeln des Opas arbeiteten wie beim Kauen von etwas Hartem, dann stand er auf, nahm seine Joppe vom Haken, setzte sie wieder ab und blieb am Fenster stehen, mit dem Rücken zur Küche.

„Morgen früh“, sagte er schließlich, ohne sich umzudrehen, „kriegt dein Vater die Schicht an der Presse vier. Da ist es laut genug, da kann er einmal in Ruhe nachdenken.“

Die Oma warf ihm einen Blick zu, den Franky nicht deuten konnte, dann schob sie ihm ein zweites Stück Streuselkuchen hin.

Ein paar Häuser weiter wohnten die Urgroßeltern in ihrem Fachwerkhaus, mit schiefen Balken, einem Hof voller Kaninchen, Gänse und Hühner und einem Stück Land hinter dem Haus, auf dem der Tabak in Reihen stand, hoch wie Franky selbst. Unter dem Dach hingen die Blätter vom letzten Jahr zum Trocknen, in Bündeln, Fahne an Fahne, ein brauner, raschelnder Himmel, der einen würzigen, schweren Duft verströmte, der sich in Haaren und Kleidern festsetzte. Die Urgroßmutter saß in ihrem Lehnstuhl am Fenster, das weiße Haar zu einem Dutt gesteckt, eine Schürze über dem dunklen Kleid, die Stricknadeln in den Händen, die unaufhörlich klapperten, ein Geräusch, das so zu diesem Haus gehörte wie das Ticken der Uhr zur Küche der Großeltern.

Sie legte das Strickzeug in den Schoß, kaum dass Franky hereinkam, nahm sein Gesicht in beide Hände, warme, weiche Hände, die nach Wolle und Kernseife rochen, um ihn anzusehen, lange, ohne ein Wort über das Ohr zu verlieren. Aus der Tasche ihrer Schürze holte sie ein rotes Bonbon in knisterndem Papier und drückte es ihm in die Hand, zusammen mit einem Augenzwinkern, das ihm zu verstehen gab, dass es für die anderen Kinder keines gab, was nicht stimmte, weil jedes Kind im Dorf dasselbe Augenzwinkern bekam.

Den Urgroßvater fand er hinten im Garten, vor dem kleinen Gartenhaus mit den bunten Fenstern, deren Scheiben in Rot, Grün und Gelb das Morgenlicht in Flecken auf die Bank warfen. Er war ein hagerer alter Mann aus dem Erzgebirge, mit Händen wie Wurzelwerk und einer langen Pfeife zwischen den Zähnen, in der sein eigener Tabak glomm, neben sich auf der Bank ein Glas Johannisbeerwein, dunkel wie Tinte, in der Hand ein Stück Lindenholz und ein kleines, scharfes Schnitzmesser. Ohne aufzusehen, rückte er ein Stück zur Seite, damit Franky sich setzen konnte, während er weiterschnitzte, Span um Span, hell und duftend, die sich zu seinen Füßen kringelten wie Hobelspäne aus einer Puppenstube.

Franky sah zu, wie aus dem Klotz erst eine Ahnung wurde, dann ein Kopf, dann ein Gesicht mit einer Nase und zwei Augen, die ihn anzusehen schienen. Nach einer Weile legte der Urgroßvater ihm das Messer in die Hand, schloss seine knotige Hand um die kleine des Jungen und führte sie, Span für Span, bis Franky spürte, wie das Holz unter der Klinge nachgab, wie es sich öffnete, beinahe willig.

„A Messer is zum Schaffen da“, sagte der Urgroßvater leise, mit der weichen Stimme des Gebirges, „ne zum Kaputtmachen.“

Später, als der alte Mann in der Mittagssonne auf der Bank eingenickt war, die Pfeife erkaltet im Mundwinkel, griff Franky nach dem Glas mit dem Johannisbeerwein und nahm einen kräftigen Schluck, der süß war und warm und ihm sofort in den Kopf stieg. Den Rest des Mittags lag er im Gras hinter dem Gartenhaus, mit einem Himmel über sich, der sich langsam und gemütlich um ihn drehte. Der Urgroßvater erwachte, warf einen Blick auf das Glas, dann einen auf den Jungen im Gras, worauf er so herzlich lachte, dass ihm die Pfeife aus dem Mund fiel.

Am Nachmittag schickte der Opa ihn und zwei Jungen aus der Nachbarschaft in die Kneipe an der Ecke, mit einem Henkelkrug für das Bier und einem abgezählten Geldstück für eine Schachtel Zigaretten, eine Aufgabe, die sie mit großem Ernst erledigten, weil sie wussten, dass sie sich lohnte. Der Wirt füllte den Krug am Zapfhahn, legte die Zigaretten daneben und schob jedem der Jungen ein Malzbier über den Tresen, auf Rechnung der Großeltern, so wie es immer war. Sie tranken es auf der Bank vor dem Haus, süß und klebrig, mit derselben ernsten Miene, mit der die Männer drinnen ihr Bier tranken. Beim Abliefern des Krugs drückte die Oma jedem von ihnen fünfzig Pfennig in die Hand, denn bei den Großeltern ging niemand mit leeren Händen fort.

Der Schrebergarten der Großeltern lag am Rand des Dorfes, dort, wo die Wiesen zur Wyhra hin abfielen, hinter einem Lattenzaun, den der Opa jedes Frühjahr frisch strich, obwohl er nach drei

Wochen wieder grau war vom Staub. Hinter dem Zaun begann eine andere Welt, Beete mit Bohnen, Kohlrabi und Zwiebeln, Johannisbeersträucher, an denen die roten Trauben in der Nachmittagssonne glänzten wie Perlenketten, ein Kaninchenstall aus alten Brettern, in dem die Hasen mit zitternden Nasen auf Löwenzahn warteten, dazu eine Schar Hühner, die gackernd zwischen den Beeten herumstolzierte und sich für die eigentlichen Herren des Gartens hielt. Unten am Fluss roch es nach Öl und Fäulnis, oben zwischen den Beeten nach Erde, Dill und warmem Laub. Wo der eine Geruch aufhörte und der andere begann, wusste Franky nicht zu sagen.

Bohnen band der Opa an die Stangen, mit einer Rolle grober Paketschnur, die er sich um das Handgelenk gewickelt trug. Franky half ihm, so gut er konnte, hielt die Ranken, reichte ihm die Stangen, zog die Schnur von der Rolle. Als er ein Stück abreißen wollte, ließ sich die Schnur nicht zerreißen, so sehr er auch zog und zerrte, mit beiden Händen, mit den Zähnen, bis ihm das Gesicht rot anlief und die Hühner ringsum neugierig die Köpfe reckten. Der Opa sah ihm eine Weile zu, schmunzelnd, ohne ihm die Schnur aus der Hand zu nehmen, wischte sich die Hände an der Hose ab und griff in seine Tasche.

Was er herauszog, war ein kleines rotes Taschenmesser mit einem weißen Kreuz auf der Schale, ein Schweizer Messer, wie es in der ganzen Gegend kein zweites gab, glänzend und schwer für seine Größe. Er klappte die Klinge auf, schnitt die Schnur mit einem einzigen Zug durch, klappte die Klinge wieder zu und legte das Messer in Frankys offene Hand. Franky sah es an, dann den Opa, dann wieder das Messer, ohne zu begreifen, was gerade geschah.

„Das gehört jetzt dir“, sagte der Opa und tippte mit dem Finger auf die kleine Tasche an der Seite von Frankys Lederhose, die er trug, seit es Frühling war, bis zum ersten Frost. „So ein Junge muss so etwas an der Seite in der Lederhose stecken haben.“

Franky steckte das Messer in die Seitentasche, die genau dafür gemacht schien und bis zu diesem Tag leer geblieben war. Er spürte sein Gewicht am Oberschenkel, ein kleines, kühles Gewicht, das sich mit jedem Schritt in Erinnerung brachte. Den ganzen Nachmittag zog er es immer wieder heraus, klappte die Klinge auf und zu, schnitt Schnur, schälte einen Kohlrabi, schnitzte an einem Stock herum, bis der Opa ihm mit einem Blick zu verstehen gab, dass ein Messer auch eine Pause verdient. Beim Abendbrot in der Laube, als die Oma den Johannisbeersaft aus der Bügelflasche in die Gläser goss, dunkelrot und süß, während das Licht über den Beeten golden wurde, legte der Opa ihm die schwere Hand auf die Schulter, ließ sie dort liegen und sah dabei hinüber zum Fluss.

„Wenn es bei euch daheim einmal zu dunkel wird“, sagte er, ohne Franky anzusehen, „dann kommst du her, egal wann, hast du das verstanden?“

In der Nacht zog ein Gewitter über das Revier, schwarz und schwer aus Richtung Böhlen. Franky lag im kleinen Zimmer unter dem Dach, das die Großeltern für ihn und Sieglinde bereithielten. Sieglinde kam in den Ferien zwar auch nach Großzössen, steckte die meiste Zeit aber bei ihrer Freundin. Er zählte die Sekunden zwischen Blitz und Donner, wie der Opa es ihm beibrachte, vier, drei, zwei, bis die Abstände so kurz wurden, dass der Donner das Zählen überholte. Die Blitze tauchten die Schlote der Kraftwerke für einen Augenblick in grelles Weiß, der Regen trommelte auf die Dachziegel, irgendwo schlug ein Fensterladen gegen die Wand, unter all dem stampften unbeirrt die Pressen der Fabrik 1, als wollten sie dem Himmel zeigen, wer hier bestimmt.

Er hielt es nicht lange aus, barfuß tappte er die Treppe hinunter, mit der Lederhose in der Hand, weil er das Messer nicht oben lassen wollte, öffnete die Tür zum Schlafzimmer der Großeltern einen Spalt und blieb stehen, ohne etwas zu sagen. Die Oma hob die Bettdecke an, ohne die Augen zu öffnen, eine Bewegung, die sie offenbar auch im Schlaf beherrschte. Franky kroch zwischen sie und den Opa unter die schwere Federdecke, die nach Lavendel und ein wenig nach Kohle roch, die Lederhose zusammengerollt unter dem Kopfkissen.

Der Opa schnarchte, laut und gleichmäßig, wie eine Brikettpresse, die ihren Takt findet, die Oma legte ihm die Hand auf den Rücken, warm und schwer, wo sie liegen blieb, während draußen der Donner weiterzog, immer weiter weg, über die Tagebaue und die Kraftwerke hinaus, irgendwohin, wo Franky ihn nicht mehr hören musste. Unter dem Kopfkissen spürte er das kleine, harte Gewicht des Messers durch das Leder hindurch. Irgendwann waren auch diese Ferien vorbei, dann musste er zurück nach Neukieritzsch, ein Gedanke, den er beiseiteschob, so weit es eben ging. Noch bevor der letzte Donner verklungen war, schlief er ein.